

Die Leiden der anderen beredt werden lassen ...

Martha Zechmeister, Passau

Von Anfang März bis Ende August 1999 verbrachte ich ein halbes Jahr in San Salvador, der Hauptstadt El Salvadors, wo ich an der „Universidad Centroamericana José Simeón Cañas“ der Jesuiten lehrte und studierte. Ich wohnte während meines Aufenthalts einige Monate in der Pfarrgemeinde „Maria de los Pobres“, „Maria, Mutter der Armen“, in einem der ärmsten Viertel der Stadt. Die Gemeinde liegt an der Peripherie, an einem „Fluß“, der eine einzige stinkende Kloake ist, weil er die gesamten Abwässer der Stadt mit sich führt. Der Großteil der Menschen in diesem Viertel mußte sich während der Bürgerkriegszeit in den 80-er Jahren vor der Gewalt der Militärs vom Land hierher flüchten. Auch heute noch sind die meisten von ihnen arbeitslos und leben in unvorstellbaren „Höhlen“. Mir bleibt es ein Rätsel, wie diese Menschen, ohne jede staatliche Unterstützung, es dennoch schaffen zu überleben. Das Gemeindeleben dieser Pfarre ist von einer Lebendigkeit, die jeden deutschen oder österreichischen Pfarrer vor Neid erblassen ließe – und in mir steigt, wenn ich jetzt fast ein Jahr später an diese Monate zurückdenke, die dankbare Erinnerung an erfahrene Freundschaft und unkomplizierte Herzlichkeit auf.

Die Karwoche, die ich in dieser Gemeinde mitfeierte, wurde mir zur aufrüttelnden geistlichen Erfahrung. Bei der „via crucis“ am Karfreitag sind wir durch dieses Viertel bei glühender Hitze drei Stunden mehr gestolpert als gegangen – denn die „Hauptverkehrsader“ ist ein Bahngleis, über das unmittelbar an den Behausungen vorbei zweimal am Tag ein Lastzug donnert. Es waren über dreihundert Menschen, ein guter Teil von ihnen Kinder und Jugendliche, die miteinander beteten und sangen; dazu mindestens fünf Hunde, die uns bis zur Schlußandacht in die Kirche getreulich begleiteten. In mir sind in diesen durchschwitzten Stunden Erinnerungen an frühere Erfahrungen mit dem Beten des Kreuzwegs oder mit Passionsbetrachtungen während geistlicher Übungen aufgestiegen: ein meditatives Sich-Versenken in einem ruhigen Raum, mit Musik von Johann Sebastian Bach und Bildern von Matthias Grünewald. Der Kontrast zum jetzt Durchlebten hätte nicht schärfer sein können. Der Gestank, der Lärm, der Staub, die Hitze – je mehr sie in mich eindringen, um so mehr hat mich auch die Erkenntnis durchsickert: Wenn dir jetzt nicht aufgeht, daß das Kreuz Jesu und das Kreuz dieser Menschen etwas miteinander zu tun haben, dann bist du wohl nicht mehr zu retten!

Wenn mir in meiner bisherigen theologischen Arbeit die Rede von der „memoria passionis“, „vom Gedächtnis des Leidens“, in dem unsere Erlösung gründet, wohl oft allzu flüssig von den Lippen gekommen ist, so hat dies in der Begegnung mit den Menschen dieser Gemeinde plötzlich einen fast unerträglich

konkreten Sinn gewonnen. So z.B. wenn am Jahrestag der Ermordung Oscar Romanos (24. März 1980) die ganze Nacht hindurch zwischen Liedern und Gebeten eine Familie nach der anderen von ihren verschwundenen oder getöteten Mitgliedern erzählt hat; von dem, was ihr in den Bürgerkriegsjahren widerfahren ist, an Erpressung, Bedrohung, Folter, Vergewaltigung und brutalem Mord.

Die Rückkehr aus El Salvador ins deutschsprachige Universitätsleben wurde mir zur Krise. Mich quälte die Frage: Kann man es in einer Welt wie dieser eigentlich verantworten, in einem der reichsten Länder, in unseren vom Elend der Welt so sicher abgeschirmten Fakultäten, Theologie zu treiben? Wenn ich diese Frage inzwischen durch meine praktischen Entscheidungen mit einem „Ja“ beantwortet habe, so bin ich mir dabei meiner selbst nicht recht sicher. Sicher bin ich mir jedoch, daß ich unhintergebar an die in Lateinamerika gewonnenen Einsichten gebunden bin, wenn dieses Ja nicht zum Verrat werden soll. Ich möchte riskieren, den Kern dieser Einsichten in ein paar knappen Thesen anzudeuten – auf die Gefahr hin, daß diese als aufdringlich, irritierend, ja peinlich empfunden werden:

1. Wenn ich nicht erfasse, daß das Evangelium zuerst für die Geräderten und Geschlagenen dieser Erde da ist, für die, die scheinbar nur auf die Welt kommen, um an ihr zugrunde zu gehen, dann habe ich vom Evangelium überhaupt nichts erfaßt. Und vor allem: Dann ist es auch nicht Evangelium, befreiende, rettende Botschaft für mich. Wer diese aufs erste vielleicht noch harmlos und selbstverständlich klingende These beim Wort nimmt, kann gar nicht anders, als sich ernsthaft Sorgen zu machen, ob denn wir Christen der Ersten Welt überhaupt noch zu retten sind. Denn es gibt kein Heil und keine Nähe zu Jesus für uns europäische Christen, die unabhängig davon wären, ob wir uns vom katastrophalen Leiden unserer Schwestern und Brüder in Venezuela, Tschetschenien oder wo auch immer, verletzen und zum Handeln antreiben lassen – oder nicht. Zumindest ist das die schlichte Botschaft Jesu. Wer ihn im Hungernden, Nackten, Gefangenen nicht erkennt, der hat definitiv Nein zu ihm gesagt und damit schon selbst seine endgültige Verdammnis ausgesprochen (Mt 25).

2. Der Satz Th. W. Adornos „Das Bedürfnis, Leiden beredt werden zu lassen, ist Bedingung aller Wahrheit“¹ gilt auch und gerade für die Theologie. Die Wahrheitsfähigkeit einer Theologie, die einem Menschen gleicht, der nur mehr mit sich selbst spricht, die gereizt auf jede Unterbrechung reagiert und vom konkreten Elend der Menschen unirritiert bleibt, muß ernsthaft in Frage gestellt werden. Und vor allem steht zur Frage, ob denn *Gott* zur Sprache kommt, wenn die Katastrophe im Kosovo, in so vielen Ländern Afrikas ... nicht Thema der Theologie wird und diese auch nicht substantiell wandelt.

Es mag als unerträgliche Zumutung erscheinen, stets die ganze Welt im Blick zu haben. Wäre es nicht das viel Menschlichere, sich auf den kleinen überschau-

¹ Th. W. Adorno, *Negative Dialektik*. Frankfurt ⁸1994, 29.

baren Bereich zurückzuziehen und zu beschränken? Wenn jedoch die Rede von der „Universalität“ in der Theologie irgendwo ihr Recht hat, dann m. E. in diesem Kontext: „Gott ist entweder ein Gott für alle, oder er ist nicht Gott“ (J.B. Metz). Wenn wir Gott anrufen, ohne damit zugleich mit unserer ganzen Existenz eine gerechte und menschenwürdige Welt für alle einzuklagen, so beten wir nicht zum lebendigen Gott, sondern zum Götzen unserer partikulären Interessen.

3. Ich kann nur verantworten, Theologie im akademischen Kontext unserer westlichen Welt zu treiben, wenn ich auch bereit bin, das Unrecht beim Namen zu nennen, das in unserer Welt zum Himmel schreit – auch wenn dies im Widerspruch zu den geltenden Plausibilitäten in Gesellschaft und Kirche steht und damit notwendig zu Spannungen und Konflikten führt.

Die Begegnung mit der Realität El Salvadors hat mein politisches Weltbild in vieler Hinsicht erschüttert, vor allem meinen naiven Glauben an die „zivilisierte westliche Welt“, als Protagonistin humanen Fortschritts. Mir ist aufgegangen, daß sich die Theologie gerade in Europa aus ihrer gesellschaftspolitischen Verantwortung nicht davonstehlen darf; daß sie bereit sein muß, als Lüge zu entlarven, was sie in den Diskursen der Politiker und Intellektuellen als Lüge erkennt; daß sie nicht aufhören darf anzuklagen, daß es zynisch und unmenschlich ist, wenn wir Menschen der westlichen Welt den Zustand für „natürlich“ halten, daß wir zu dem schwachen Drittel der Menschheit gehören, welches das Recht auf Leben, Sicherheit, Nahrung, Wohlstand selbstverständlich voraussetzt, während für den Großteil der Menschheit von diesen Rechten keine Rede sein kann.

El Salvador mit seinen Blutzeugen des Evangeliums wurde mir zum „theologischen Ort“, zum „heiligen Boden“, auf dem ich auf erschreckend aktuelle Weise mit dem Jesus-Drama konfrontiert wurde. Monseñor Romero, die sechs Jesuiten der „Universidad Centroamericana“, so viele andere Laien, Priester, Ordensleute, wurden aus keinem anderen Grund von den Machthabern brutal aus dem Weg geräumt, als daß sie sich zur kompromißlosen Stimme derer machten, „die keine Stimme haben“. Die Erkenntnis, daß ich nur Theologin sein kann, wenn ich mich vor der Pflicht anzuklagen, was anklagenswert ist, nicht drücke, macht mir bange. Denn gerade die Monate in Lateinamerika haben mir aufgehen lassen, wie komplex die Realitäten sind und wie groß die Gefahr, schwere Irrtümer zu begehen, wenn konkrete Aussagen gewagt werden. Und dennoch gilt, was Ignacio Ellacuría, der führende Kopf der ermordeten Jesuiten, schreibt: „In einer Welt der Sünde und der Ungerechtigkeit kann die Gegenwart Gottes nichts als Widerspruch und Widerstand bis zum Kreuz auslösen. Doch von dem ablassen, was diejenigen verletztten kann, die töten können, weil sie die todbringenden Mächte der Erde in ihren Händen haben, heißt das Evangelium verraten.“²

² I. Ellacuría, *Die Seligpreisungen als Grundgesetz der Kirche der Armen*, in: G. Collet (Hrsg.), *Der Christus der Armen. Das Christuszeugnis der lateinamerikanischen Befreiungstheologie*. Freiburg i. Br. 1988, 197 f.